30 Jahre Mauerfall

Frank Keil

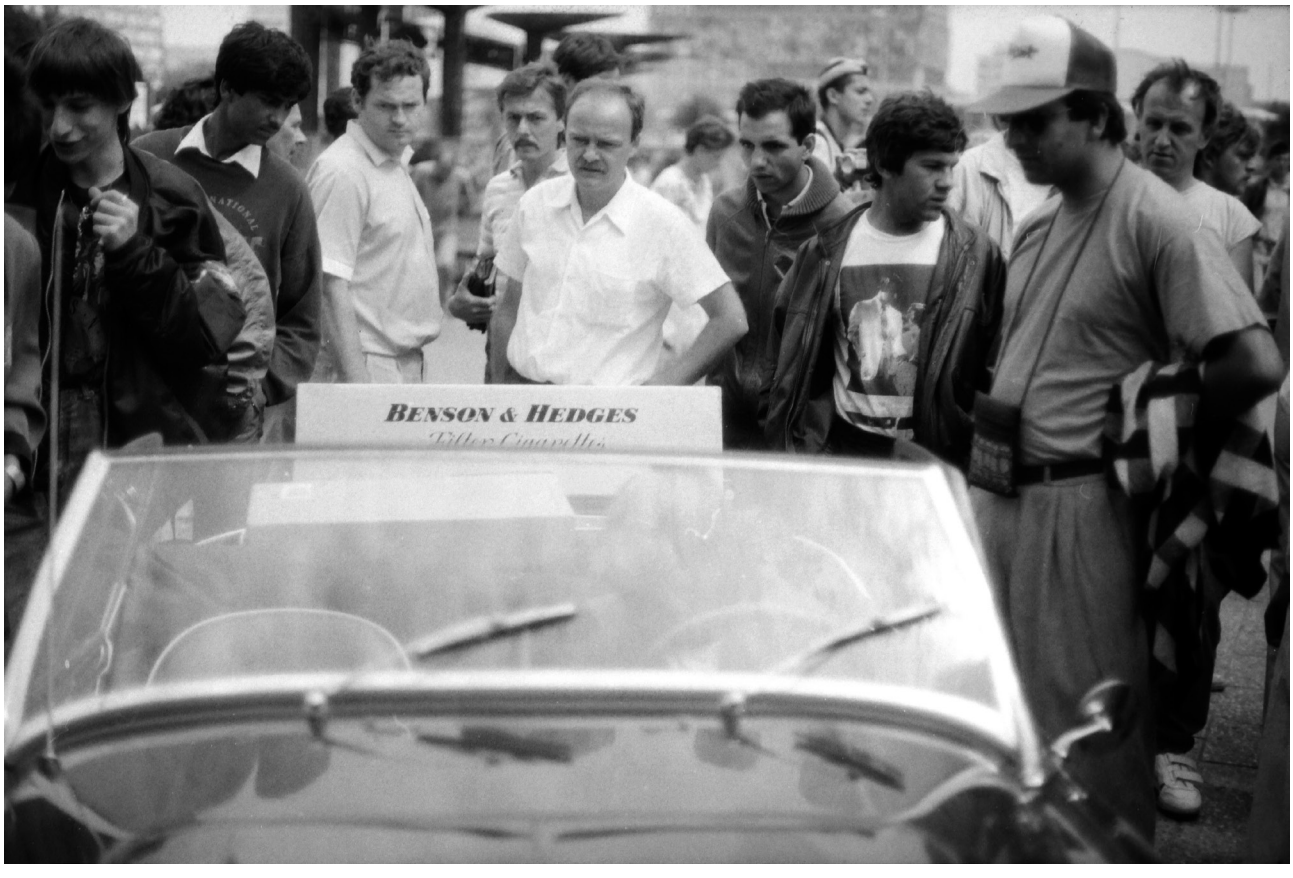
Der Mann mit der Cola-Dose
oder: wie ich heute die DDR suche

I.
Wir waren für einen Tag nach Ost-Berlin gefahren, also Hauptstadt der DDR, Mitte 1990. Wo wir damals übernachteten, in West-Berlin natürlich, es will mir nicht recht einfallen. Was zeigt, dass man mit seinen Erinnerungen vorsichtig sein sollte. Was weiß man schon, was war. Was genau war und was nicht und wann; was sich in Erinnerungsschichten übereinander legt. Mal ist man sicher, sich richtig zu erinnern, mal weniger. Mal kommt alles ins Schwimmen. Dann helfen Fotos.

II.
Jedenfalls: Wir waren in Ost-Berlin. Gingen über den »Alex«, den Alexanderplatz, die Hosentaschen voller Geld. Wir hatten gleich hinter der Grenze, die keine Grenze mehr war, auch wenn da noch Grenzer standen, die höflich nach unseren Ausweisen gefragt, aber gar nicht richtig hingeschaut hatten, in einem Hauseingang Geld getauscht. Eins zu sieben, nicht eins zu neun oder eins zu zehn, was wir auch hätten machen können, überall standen Leute (Männer) mit Geldbündeln in der Hand, die für ihr Ostgeld Westgeld haben wollten, D-Mark.
Eins zu sieben, das war unser Kompromiss, denn wir wollten nicht als die geldgierigen Westler erscheinen, die nun die DDR leerkauften, aber in eine offizielle Wechselstube zu gehen und eine D-Mark gegen eine Ost-Mark zu tauschen, das wäre auch seltsam gewesen; das hätte einfach nicht zu dieser seltsam flirrigen Stimmung gepasst, die damals in Berlin herrschte: man wusste, nun wird alles anders werden, aber noch nicht wie und was genau und auch noch nicht, ob man es gut fand oder nicht so sehr. Eins zu eins zu tauschen wäre einfach zu korrekt gewesen, wo sich doch alles auflöste oder aufzulösen schien. Und da wollte man irgendwie dabei sein.
Jedenfalls: Wir gingen über den »Alex« und neben einem Brunnen, dem »Brunnen der Völkerfreundschaft«, stand ein Auto, ein Sportwagen, und drumherum vier, fünf junge Frauen mit sehr langen Beinen, die sehr viel lächelten und um sie herum wieder viele Männer, die die jungen Frauen und das Auto, den Sportwagen, dessen Verdeck heruntergeklappt war, betrachteten und nicht von der Stelle wichen.

Es war eine Aktion, eine Werbeaktion, die jungen Frauen verschenkten Zigaretten der Marke *Benson & Hedges*, es waren Zehner-Packungen, die es regulär so nicht zu kaufen gab (wir rauchten damals noch, kannten uns aus) und die jungen Frauen schenkten ein Lächeln dazu.
Man hatte diese Packungen also extra herge-

© Frank Keil



© Frank Keil

stellt, um sie in diesem Fall an die DDR-Männer zu verschenken, damit diese von nun an *Benson & Hedges*-Zigaretten rauchen, also kaufen würden, jetzt wo sie von hübschen, langbeinigen Frauen *B&H*-Zigaretten überreicht bekommen hatten. Wie man sich das so vorstellt, im Kapitalismus.

Was mir in Erinnerung geblieben ist: wie scheu die DDR-Männer (ich bin sicher, es waren keine Frauen in der Menge, die sich um den *Benson &Hedges* Sportwagen versammelt hatten, die Frauen hatten wahrscheinlich alle etwas anderes zu tun) da standen und keinesfalls gleich zugriffen, wenn ihnen eine dieser Probeschachteln hingehalten wurden, einfach so.
Manche zögerten, weil sie dachten, das würde was kosten (was aus dem Westen kam, kostete doch immer was!), andere schauten leicht irritiert auf die Frauen, die sich grazil bewegten, wenn sie die Schachteln verteilten, wenn sie den Männern zunickten, wenn sie aus dem Kofferraum des Autos, des Sportwagens, neue Schachteln hervorzauberten, alles war einerseits eine fließende Bewegung, andererseits war da auch bald eine gewisse Gelangweiltheit in ihren Blicken zu spüren: Nun nimm‘ schon, dafür sind die Schachteln doch da, ich hab‘ nicht ewig Zeit und so schwer zu verstehen, ist das nun auch nicht, oder?
Und wieder andere gingen schnell weiter, winkten harsch ab und in diesem harschen Abwinken war etwas von »Ich weiß Bescheid, ihr wollt doch nur unser Geld, also mein Geld!«, so dachte ich mir das.

Und auch wir ließen uns eine solche Schachtel geben, warum auch nicht, dann machten wir ein paar Fotos von dieser Szenerie, gingen anschließend auf den Fernsehturm und schauten über die Stadt, die nicht mehr geteilt war; wir gingen durch die Straßen, versuchten uns zu orientieren (wo ist nun Westen, wo noch Osten?), aßen irgendwo zu Mittag, wir kauften uns Bücher und nochmals Bücher, fuhren Straßenbahn und trieben so den Tag vor uns her.
Was wir am Ende mit dem Geld machten, von dem wir viel zu viel eingetauscht hatten, ich weiß es nicht mehr genau. Wahrscheinlich haben wir es einfach mitgenommen, zurück nach drüben.

III.
Was ich dagegen sehr genau erinnere, das ist der Mann mit der Cola-Dose, Anfang 1990, in Dres-

den. Er war vielleicht Ende 40, Anfang 50. Schütteres Haar, mehr als leichter Bauchansatz, und er hielt eine Cola-Dose in der Hand, die Cola-Dose, leuchtend rot, das Original sozusagen, wenn auch die zig-Millionste Kopie. Sie war verschlossen, heil sozusagen. Und er hielt die Cola-Dose vor sich, als sei es ein sakraler Gegenstand, eine Reliquie, ein Stück aus dem Holzkreuz, an das man einst Jesus band, etwa. So ging er die Prager Straße auf und ab (das ist die Fußgängerzone in Dresden, sie verbindet den Hauptbahnhof und die Dresdner Neustadt, wer sie nicht kennt), die Cola-Dose in der Hand, die Hand etwas ausgestreckt, so trug er die Dose voller Coca Cola vor sich her.
Zwischendurch setzte er sich auf den Rand einer der dortigen Brunnen, die es bis heute dort gibt und es aus denen es unaufhörlich plätschert. Und ich dachte: Aha, jetzt wird er die Dose öffnen, er wird einen tiefen Schluck nehmen, so als trinke er das Blut Christi (um im Bild zu bleiben), und er wird glücklich sein, von nun an und für immer. Aber er nahm keinen Schluck, die Dose blieb zu. Er hielt die Dose weiterhin vor sich, mit leicht ausgestrecktem Arm, nur eben sitzend.
Dann aber stand er wieder auf, ging wieder die Prager Straße hinunter, dann wieder hoch, die Cola-Dose immer noch vor sich hertragend, bis ich ihn aus den Augen verlor.

IV.

In letzter Zeit war ich öfter in Neuruppin, eine preußische Garnisonsstadt durch und durch (Schinkel, Fontane), tiefes Brandenburg. Das Kind lebt jetzt dort, studiert dort. Es wohnt in einer Plattenbauwohnung in einem Plattenbau, eine der Seitenstraßen heißt »Otto-Grotewohl-Straße« nach eben Otto Grotewohl, einem DDR-Politiker, Ministerpräsident der Deutschen Demokratischen Republik, einer der Gründer der SPD 1945, der sich dann plötzlich in dem damals noch »Sowjetische Besatzungszone« genannten Teil Deutschlands für einen Zusammenschluss seiner Partei mit der KPD begeisterte, auf das die SED entstand und alles an sich riss und wer nicht mitmachte, der war verloren. Ein schlimmer Finger also, und es ist eigentlich nicht zu erklären, warum man die Straße nicht umbenannt hat, in den vergangenen Jahrzehnten, wie man nun sagen muss.
Aber die Otto-Grotewohl-Straße heißt immer noch Otto-Grotewohl-Straße. Wie früher, wie damals. Jedenfalls streife ich dann durch Neuruppin, durch den alten, historischen Teil mit seinen roten Backsteinbauten und durch den neuen Teil mit seinen vier-, fünfstöckigen Plattenbauten, die sozusagen auch historisch sind, 1985 erbaut.

Und ich bin auf der Suche nach der DDR. Ich vergleiche und ich gleiche ab. Ich halte Ausschau nach Menschen, die so aussehen, wie sie damals in der DDR ausgesehen haben, so gekleidet etwa, wie man damals dort war.
Ich suche nach Geschäften, die es hätte in der DDR geben können, ich schaue die schmucklosen Plattenbauten an, die ich aus Dresden kenne, woher ein Teil meiner Familie stammt, der dort geblieben ist, damals.
Ich suche das, was man so Atmosphäre nennt, weil einem nichts Besseres einfällt, das beschreiben könnte, was man sucht.
Und natürlich weiß ich, dass ich die DDR nicht finden werde, bei meinem Besuchen in Neuruppin; weiß ich, dass es die DDR nun lange nicht mehr gibt. Dass ich etwas suche, was ich nicht finden werde, was mitnichten gegen das Suchen spricht.

V.

Am liebsten gehe ich in Neuruppin in den »Spreewald-Schmaus«, wenn ich mal wieder die DDR suche. Das ist eine Art Imbiss mitten im Einkaufszentrum (ziemlich neben *Kaufland*), das zur Neuruppiner Plattenbausiedlung (die »WK – I-III« heißt, eine Abkürzung für »Wohnkomplex« und die römischen Ziffern benennen die Bauschnitte, Mitte der 1960er-Jahre rückten die Bagger an, gut 10.000 Menschen fanden hier nach und nach ein Dach über dem Kopf) gehört; bei der Otto-Grotewohl-Straße gleich um die Ecke.
Es gibt dort deftigen Mittagstisch, Kassler, Rouladen, Schnitzel, auch Rollbraten, jeweils mit einem ordentlichen Schlag (nicht: Klecks) Kartoffelmus bedacht.
Wer hier isst, zu Mittag, der kennt den anderen, der hier auch isst und der kennt einen auch. Man sitzt auf sehr einfachen Stühlen an sehr einfachen Tischen, auch Besteck und Geschirr ist sehr schlicht und das Essen schmeckt.
Es schmeckt, weil es so schnörkellos ist, so direkt, einfach Essen. So wie auch der Kaffee in der

Kanne der Kaffeemaschine schwarz ist, einfach schwarz und undurchdringlich und entsprechend bitter.

Und mir gefällt die Bedienung, zwei Frauen, schon etwas älter, die hinter dem Tresen herumwuseln mit einer alltäglichen Selbstverständlichkeit, als seien sie in ihrer eigenen Küche unterwegs. Und die einem den Teller mit der leicht dampfenden Roulade (wenn man Roulade bestellt hat) bringen, wenn es passt und wenn es nicht passt, muss man ihn sich holen.
Und nie würden sie sagen »Sie wünschen?«, sondern »Was solls sein?«. Und jeden behandeln sie gleich, ob im Anzug oder in Handwerkermontur, mit einer robusten Kumpelhaftigkeit, direkt und manchmal fast ins Unfreundliche fallend.

Aber eben nur fast und wenn, dann nur kurz, denn das hier ist ihr Reich, hier haben sie zu be-

Von 2000-2003 betrieb der Hamburger Künstler Rupprecht Matthies in der brandenburgischen Kleinstadt Neuruppin im dortigen Neubaugebiet »WK I-III« eine »Kunstbaustelle«, gefördert aus Mitteln des Fonds »Soziale Stadt«, finanziert vom Bund und den Ländern. Realisiert wurden am Ende sechs Wortskulpturen und drei Wandgemälde. An der Entwicklung der Ideen, aber vor allem an der handwerklichen Umsetzung waren Jugendliche aus so genannten »schwierigen Lebenssituationen« beteiligt, die so ein »Freiwilliges Soziales Trainingsjahr« absolvierten, wie es in der Projektbeschreibung hieß. Die Wandgemälde und die Wortskulpturen gibt es bis heute. Weht ein kräftiger Wind, beginnen sich letztere langsam zu drehen.

Über diese Arbeit, über sein Zusammenkommen mit den Neuruppiner Jugendlichen und darüber, wie man damit umgeht, wenn man als Künstler kein Sozialarbeiter sein will, aber doch in diese Rolle gedrängt wird, und was man macht, wenn der Vorschlag für eine Wortskulptur die Zahl »88« ist (und das sei doch nur irgendeine Zahl!), hat Matthies ein lesenswertes »Neuruppiner Tagebuch« verfasst, erschienen in der Reihe »Revolver – Archiv für aktuelle Kunst«, Frankfurt/M. 2002, 143 Seiten, 25 Euro; ISBN 3-934823-33-5.

© Frank Keil (alle Fotos dieser Seite)

stimmen, hier sind sie die Chefs, so wie auch zwischendurch mal kurz was einkaufen gehen (nach nebenan, ins *Kaufland*) und nicht damit warten, bis offiziell Feierabend ist, was jeder weiß und jeder kennt, der hier zu Mittag isst, und es dürfte hier vor 30 Jahren ähnlich herzhaft-ruppig zugegangen sein wie heute.
So ist das hier im »Spreewald-Schmaus«, so bleibt es und wird es erstmal bleiben. Wobei: Neulich gab es Rote-Bete-Suppe und eine der »Spreewald-Schmaus«-Damen hatte dazu in Schreibschrift auf die Tafel an der Wand geschrieben: vegan.

VI.
Dort in der Neuruppiner Plattenbausiedlung ist auch eine Schule, eine Grundschule. Ich komme zufällig daran vorbei, höre Geschrei, wechsele auf die Straßenseite, wo das Schultor ist und woher das Geschrei kommt.
Zwei Jungs stehen da, je ihren Ranzen auf dem Rücken. Der eine Junge hat Rastazöpfe, der andere dunkle, krause Haare. Vielleicht kommen ihre Eltern aus Spanien oder von noch weiter her, aus Lateinamerika, Mittelamerika, sowas. Wäre ja möglich.
Und ihnen gegenüber steht ein Junge, der sein Fahrrad hält, er hat semmelblonde Haare, und er ist sehr erregt. Und dann platzt folgendes aus ihm heraus: »Das ist bewiesen: Ausländer werden viel schneller kriminell und deswegen werdet ihr kriminell, weil ihr Scheiß-Ausländer seid, ich aber werde nicht kriminell, weil ich nämlich Deutscher bin, deswegen!«
Er ist vielleicht neun oder zehn Jahre alt. Ein Kind. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.
Ich stehe einfach nur da und starre diesen Jungen an, der sich an seinem Fahrrad festhält und mich seinerseits anschaut.

VII.
Noch eine Anekdote zum Abschluss. Ich trampte in den 1980er-Jahren öfter nach Berlin, also nach West-Berlin. Es war einfach eine aufregende Stadt. Und es war relativ einfach, dort hinzutrampen, man musste nur an der Grenze bei Büchen, also auf unserer Seite, jemanden finden, der einen einstiegen ließ und mitnahm – und dann war sicher, dass man in einem Rutsch nach West-Berlin kam, denn: Man durfte die Transitstrecke, die Autobahn nach Berlin, nicht verlassen, nicht plötzlich die Route ändern, doch woanders hinfahren, auch durfte man niemanden unterwegs raussetzen, einmal eingestiegen und auf dem Transit unterwegs, hatte man zusammenzubleiben bis West-Berlin auftauchte. Wie in einem Waggon war man unterwegs; wie auf einem Gleis fuhr man.

Diesmal hielt eine Frau, sie war ein klein wenig älter, vielleicht Mitte 30. Und sie war irgendwie nervös, und mir war schnell klar, dass sie mich mitnahm, weil sie nicht allein durch die DDR fahren wollte. Das war an sich nichts Ungewöhnliches, mich hatten schon öfter Leute mitgenommen, die sonst nie Tramper mitnahmen, was sie mir durchaus freimütig erzählten (»Ich nehme sonst nie Tramper mit, aber …«), es könnte ja sein, dass es unterwegs Probleme (also: Ärger) mit den Grenzern oder der Volkspolizei gab, die überall in regelmäßigem Abstand am Rande der Autobahn standen, und da war es gut, wenn noch jemand mit im Auto saß, als Zeuge sozusagen (es kursierten damals wilde Gerüchte, dass die Volkspolizei West-Autos anhielt, den Fahrern vorwarf viel zu schnell gefahren zu sein, ein entsprechendes Bußgeld verlangte, in Westgeld natürlich, dann wäre die Sache erledigt; ich kann das nicht überprüfen, aber es gab diese Gerüchte und sie klangen nicht unglaubwürdig).

Jedenfalls saßen wir nun zu zweit in ihrem Wagen, einem VW-Käfer. Und sie war wie gesagt sehr nervös. Wozu sie offenbar einigen Grund hatte, denn wir wurden auffallend lange und umständlich am Grenzübergang Schwanheide kontrolliert. Sie musste an den Rand fahren, die normale Reihe der wartenden Pkws verlassen, den Motor ausschalten, einer der DDR-Grenzer verschwand mit unseren Pässen, dann passierte lange nichts – das war nicht üblich. Dass man einen lange warten ließ.
Es lag etwas in der Luft, sozusagen. Aber dann ließ man uns fahren.

Auf der Autobahn, nach ein paar Kilometern, sie war nun ruhig geworden, erzählte sie mir ihre Geschichte: Sie war aus der DDR. Sie hatte in Jena zu den Aktivisten der Aktion »Schwerter zu Pflugscharen« gehört, angebunden an die Junge Evangelische Kirche der DDR, die für ziemliche Aufre-

© Anweber | photocase.de

gung gesorgt hatte und auch im Westen bekannt geworden war. Man hatte sie wie die meisten der Gruppe schließlich enttarnt und verhaftet und dann eingesperrt. Und dort im Gefängnis, in der U-Haft, hatte man ihr folgenden Vorschlag unterbreitet: schnelle Ausreise in den Westen – wenn sie ihr Kind zurücklassen würde, das, wenn ich es richtig erinnere, drei oder vier Jahre alt war, also noch klein. Und sie hatte dem zugestimmt, hatte aber erreichen können, dass das Kind bei ihrer Mutter blieb und dort aufwuchs, also bei des Kindes Großmutter.

Es war für sie eine so einfache wie schwierige Rechnung gewesen: eine lange Haftstrafe absitzen, wo sie ihr Kind nicht sehen würde, und es ihr wegnehmen könne man immer noch, einer Mutter, die im Gefängnis saß. Oder alternativ die Ausreise in den Westen ohne ihr Kind, in der vagen Hoffnung, die westdeutschen Behörden würden sich für sie und ihr Kind einsetzen, sich darum kümmern und es eines Tages (bald?) freikaufen.
Und ohne dass sie dezidiert davon erzählte, wurde schnell klar, dass man in der Untersuchungshaft hart mit ihr umgegangen war, dass man sie erheblich unter Druck gesetzt hatte, bis sie dem Vorschlag der Staatsorgane zustimmte, allein auf sich gestellt, wie sie in der U-Haft war.

Jedenfalls erzählte sie davon, während wir durch Mecklenburg fuhren, Richtung Berlin. Auf DDR-Staatsgebiet. Sie sprach, ich hörte zu. Und der Motor surrte zuverlässig, die Landschaft zog vorbei, geprägt von den großen Feldern, die sich in die Tiefe zogen.

Doch als wir uns Berlin näherten, als »Berlin« ausgeschildert war, wurde sie wieder nervös. »Ich darf nicht falsch abbiegen«, sagte sie. Nein, das durfte sie nicht, denn kurz vor Berlin teilte sich die Autobahn, wie jeder wusste, der hier regelmäßig fuhr: Die Autobahn führte einerseits südwärts Richtung Dresden und Leipzig, während es andererseits auf der Transitstrecke mittels einer Abzweigung ostwärts nach Berlin ging, auf dem Berliner Ring, der zum Grenzübergang Staaken führte, über den man nach West-Berlin einreiste, wieder auf bundesrepublikanischem Gebiet war, so wie wir das vorhatten.

Diese Abzweigung mussten wir nehmen; wir mussten auf der Transitstrecke bleiben. Und die Abzweigung kam in Sicht, die Schilder wiesen nach Berlin, die Autobahn verbreiterte sich kurz, damit Platz für die Abbiegespur war, aber sie bog nicht auf den Berliner Ring ab, wie alle anderen, sie fuhr geradeaus weiter.

Also Richtung Dresden und Richtung Leipzig und also vorher Richtung Jena. Dort, wo ihr Kind war. Sie war falsch gefahren, wie wir erschreckt feststellten, und sie war sehr fassungslos über das, was sie eben getan hatte.
Aber es war zu spät, wir mussten weiterfahren.

Eigentlich hätte das nicht passieren können, nicht passieren dürfen, es war doch alles ausgeschildert, aber nun war es passiert. Und wir mussten weiterfahren, widerrechtlich, bis zur nächsten Abfahrt. Dort die Autobahn verlassen und auf der anderen Seite uns Richtung Berlin wieder auf der Autobahn einfädeln und zurückfahren bis zu der Abzweigung, die wir eben verpasst hatten.
Und hoffen, dass dort nicht die Volkspolizei stand und sie stand dort meistens, schräg geparkt auf dem Seitenstreifen und schaute, ob die Westdeutschen, die nach West-Berlin wollten, auch die richtige Abzweigung nahmen.

Aber noch war es nicht soweit, noch war das nur ein Plan, sie fuhr geradeaus die Autobahn in die falsche Richtung. Vor uns und hinter uns kein West-Auto mehr. Die waren ja alle abgebogen, wie es sich gehörte, wie es sein musste.
Wir redeten nicht, wir sprachen kein Wort. So fuhren wir und es waren gar nicht viele Kilometer, bis die ersehnte Abfahrt kam, die wir nehmen konnten, es kam uns ewig vor, wie 100 Kilometer oder mehr, bis sie da war.
Die Hälfte der falschen Strecke war schließlich gefahren, aber eben nur die Hälfte. Noch konnte irgendwo ein Wagen der Volkspolizei auftauchen, im Rückspiegel größer und größer werden, beschleunigen, uns überholen, uns zur Seite winken und anhalten, noch war es nicht geschafft.
Es wird keine lange Strecke gewesen sein, die wir da fuhren, aber sie kam uns gleichfalls endlos vor. Wir redeten auch jetzt nicht miteinander, wir schauten erneut stur gerade aus.

Bis die Abzweigung zum Berliner Ring nun aus der südlichen, für uns falschen Richtung in Sicht kam und die Abbiegespur begann, und wieder hatten wir Glück, dass dort kein Wagen der Volkspolizei stand, während wir uns einfädelten, dessen Besatzung wäre mit Sicherheit aufgefallen, dass da ein West-Auto aus Richtung Dresden angefahren kommt, aus Richtung Jena oder woher auch immer.
Was wohl aus ihr geworden ist? Sie hatte mich dann in Charlottenburg nahe der Station Zoologischer Garten herausgelassen, ich hatte meinen Rucksack gegriffen, wir hatten uns voneinander verabschiedet, uns einander noch mal versichert, dass es doch merkwürdig sei, dass man manchmal etwas macht, was man auf gar keinen Fall machen darf, und dass es da so etwas wie einen Zwang gibt, es doch zu tun. Und ich war hinabgestiegen zur U-Bahn, ich musste nach Neukölln, wo Freunde auf mich warteten, damit wir losziehen konnten in irgendeine Bar, in irgendeinen Club.
Wir wussten ja nicht, was schon bald passieren würde und wie sich die Welt änderte.

Und während ich hier darüber schreibe, zwischendurch Pausen mache, mich erinnere, noch mal so viel jünger bin, gehe ich nebenbei ins Internet, finde eine Seite, in der die Geschichte der Aktion »Schwerter zu Pflugscharen« dargestellt und erläutert wird – offenbar eine Website, die von damaligen Aktivisten zumindest mitgestaltet ist; von Leuten, die Hintergrundwissen haben.

Ich werde da mal hinschreiben. Vielleicht weiß man, wer sie ist, wer sie war. Vielleicht kann man mir ihren Namen sagen oder meinen weiterleiten. Es würde mich sehr interessieren, was aus ihr und was aus ihr und ihrem Kind geworden ist und wie alles weiterging und was heute ist. Vielleicht habe ich ja Glück und erfahre es.

Autor

Frank Keil
liest und schreibt gern und viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Moderator. Von Hamburg aus ist er unterwegs und recherchiert und verfasst Reportagen, Porträts, Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. Zudem ist er noch Redaktor der deutsch-schweizer Produktion »ERNST – das Gesellschaftsmagazin für den Mann«.
keilbuero@t-online.de
http://keilbuero.de/

Redaktion

Alexander Bentheim (V.i.S.d.P)
Postfach 65 81 20, 22374 Hamburg
040. 38 19 07
040. 38 19 07
redaktion@maennerwege.de
www.maennerwege.de | www.facebook.com/maennerwege

Links

Im Text blaufarbige Begriffe sind interaktive Verweise auf weiterführende Informationen.

Zitiervorschlag

Keil, Frank (2019): Der Mann mit der Cola-Dose oder: wie ich heute die DDR suche. www.maennerwege.de, November 2019

Keywords

DDR, Zigaretten, Cola, Werbung, Neuruppin, Transitstrecke, Schwerter zu Pflugscharen

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.